

Erinnerung an den radikalen Demokraten Günter Gaus

Friedrich Schorlemmer Mai 2014

Vor 10 Jahren hat der mehrfach überwundene Krebs ihn besiegt. Seine Stimme fehlt: so präzise, so unbestechlich, so neugierig, so kämpferisch.

Als er seine Reihe „Zur Person“ im Februar 1990 im DFF wieder aufnahm, lud er mich ein, sein erster Gast zu sein. Ich war schrecklich aufgeregt. Er war glänzend vorbereitet. Seine Konzentration übertrug sich auf mich. Am Schluss las ich das Gebet eines Pfarrers von 1864, lauter Stoßseufzer mit Humor. Etwa: „Gib den Regierenden ein besseres Deutsch und den Deutschen eine bessere Regierung“. Gaus war immer auf Präzision und auf Tiefenbohrung aus, nie auf Entblößung. Als Arbeitsprinzip für seine Gespräche, bei denen man immer nur seinen Hinterkopf zu sehen bekam, gab er an: „Mein Partner soll nicht mit mir argumentieren, sondern von sich erzählen... berichten über jene Partien seiner Biographie, in denen sein Lebenslauf ein Beispiel ist, wenn es darauf ankommt: ein Beispiel im Guten wie im Bösen.“ Natürlich gehörte dazu auch immer die Ideenwelt der Portraitierten.

Für mich war es eine aufregende Premiere gewesen, als ich im Juli 1978 zum 200. Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung durch einen Freund in den Garten der US-amerikanischen Botschaft eingeladen worden war. Ich erlebte, wie Günter Gaus in der Mitte eines größeren Kreises von Schriftstellern gelöst den Ton angab. Da versammelte sich ein Kreis von Auserwählten; die meisten von ihnen mit einem Doppelpass oder ausreiseentschlossen. Sie alle wussten was sie an ihm hatten, diesem "Ständigen Vertreter der BRD bei der Regierung bei der Regierung der DDR". Da stand er, den ich in vielen Sendungen "Zur Person" bestaunt hatte. Viele wichtige Erkenntnisse für mein politisches Denken hatte ich daraus gewonnen. Hannah Arendt. Willy Brandt. Unvergesslich.

Gaus hat vielen, die es nicht mehr in der DDR aushielten, rauszukommen geholfen. Wenige haben es ihm wirklich gedankt. Er hatte den Mut für die Menschen einzutreten die nicht mehr wollten und nicht mehr konnten. Er hat sie unterstützt, begleitet und den „Ausverkauf“ mit eingefädelt.

Gaus entwickelte ein Faible für die Künstler, für die Kunst der DDR und für das Leben in der DDR. Dabei fühlte er sich bisweilen zu weit in das Denken und Handeln der DDR-Oberen ein.

Mit den Jahren steigerte sich seine Empfindlichkeit. Das Buch „Wendewut“ schickte er mir und wollte, dass ich eine Rezension dazu schreibe. Ich reagierte nicht; ich wollte ihn nicht kränken, aber auch nicht lügen. Es hatte mir Mühe gemacht, dieses Buch überhaupt zu Ende zu lesen, das ich einerseits als Beschönigung empfand und das auf mich wirkte wie ein ganz falscher Ton, der all das, was wir durch die Einheit auch gewonnen hatten, verleugnete. Noch im Februar 1989 hatte mich die ZEIT-Korrespondentin Marlies Menge zu einem Frühstück mit Gaus im Metropol (in dem er immer übernachtete, wenn er hergekommen war) eingeladen. Sie war in einen

Streit mit ihm über die Beurteilung der Lage in der DDR geraten. Sie wollte gern, dass jemand aus erster Hand, der zum Kritikerkreis gehörte, ihm sagt, wie wir über dies System und seine Repräsentanten denken. Ich jedenfalls wollte mich nicht mehr beugen, Bittschreiben als sogenannte Eingaben schicken. Ich verlor gänzlich das Verständnis für jene dienstägliche Altherrenriege mitsamt ihrer lächerlichen Herrschafts- und Wahrheitsanmaßungen. Ich gehörte zu denen, die das grundlegend – im Sinne Gorbatschows - ändern wollten. Gaus nahm noch immer in Schutz, verwies auf deren sehr begrenzte Handlungsmöglichkeiten.

Er schilderte Erich Honecker als einen Menschen und charakterisierte ihn auch nicht als ein Monster, als einen abstoßenden, kalten, ideenlosen Funktionär. Er wollte auch ihm gerecht werden. Noch nirgendwann hatte ich so viel Persönliches über Honecker gelesen, ohne dass er mir dadurch wirklich sympathisch wurde. Aber jedenfalls sah ich die Dinge differenzierter. Gaus wusste – in aller Resignation – über die deutschen Zustände nach 1990, dass seine Stimme sehr gebraucht wurde und er brauchte die, die ihn brauchten. Dem Kehlkopfkrebs erlaubte er nicht, seinen Geist aufzugeben. Er behielt die nachfragende Neugier in gewohnter Art, nun eben mit einer kratzenden Stimme. Er war und blieb ein radikaler Demokrat und bekannte von sich am Schluss des Lebens gar, dass er aufgehört habe, ein Demokrat zu sein, weil er fürchtete, dass die mediale Verderbnis sich gefährlich verbreitet und die Politiker ihre Grundsätze sowieso aufgegeben hätten,

indem sie z.B. ihre Meinung nach der Demoskopie ausrichten würden.

Er war erschrocken über die fraglose Selbstgewissheit vornehmlich jüngerer Journalisten. Er sah in sich als jemand vom Geblüt eines Skeptikers und Pragmatikers, nicht jedoch eines Ideologen. Politiker wollte er nicht werden, weil er sich die dabei nötige Unterwerfung ersparen wollte. Und in seinem Amt als Ständiger Vertreter wusste er doch auch, dass man Realitäten erst einmal anerkennen muss, ehe man sie verändern kann. Und deshalb musste man im Interesse der Menschen auch mit denen reden, die einen nicht passten, die aber die Macht hatten. Hätte er lediglich mit der Opposition Umgang gepflegt, hätte er kaum etwas erreicht. Wer ihm hier Nachgeben vorwirft, würde einen großen Realitätsverlust verraten.

Ich bin mir sicher: die antirussische Propaganda würde ihn heftig empören, die kritische Sicht auf Putin würde er deshalb nicht verlieren.

Er nennt sich sogar einen lutherisch geprägten Menschen, der gegenüber den Menschen ein grundskeptisches Menschenbild hat, ohne die Utopie aufzugeben. Niemals aber dürfe man Menschen zu ihrem Glück zwingen wollen. Hatte er eine Utopie oder endete er in Bitterkeit? Er fragt zurück: „Ist es denn keine Utopie, wenn man als Einzelner hofft, dass man die Courage behält, gegen den Strom zu schwimmen – ohne hinzugucken, ob einer mitschwimmt?“ Stark als Kritiker, empfindsam als Kritisierte, reich an Feinden, bedankt von vielen Freunden, bewundert wegen seiner Konsequenz, radikal linksprogrammatish, nie ideologisch verfestigt, unerbittlich in der Sache und mitfühlend-nachsichtig als Mensch.

Ich gehöre zu denen, die ihn sehr vermissen.